

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrers'schen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schöpfer-Verastni. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung).

Axel, der Erstgeborene, nach dem Großvater benannt, zählte nun drei Jahre, Hedwig war ein Jahr alt. Es waren zwei zarte, überaus liebliche Geschöpfe, bei deren Anblick das Herz des Vaters voller Freude aufging.

Es war ein wahres Wunder, daß Julianne, nicht im Besitze solcher Schätze zur zärtlichen Mutter, zur alle Welt vergessenden Gattin werden konnte. Sie gab sich nur äußerlich als solche.

Die Kinder waren ihr jedoch nicht mehr, als ein hübsches Spielzeug, das ihr anfangs wohl Vergnügen, später jedoch auch nur Langeweile bereitete.

Sie fand es ganz schrecklich, vielleicht gar eine zahlreiche Familie zu erhalten.

Kurt lebte noch immer in seinem Glück.

Er bewirthschaftete mit großem Eifer das Gut.

Das Leiden des alten Herrn hatte sich sehr verschlimmert.

Jetzt hatten auch die Aerzte nicht mehr viel Hoffnung. Am meisten Vergnügen bereiteten ihm seine beiden Enkelchen, von

denen er sich nie gern trennte. Zu seinen Füßen im Krankenzimmer machten sie ihre Spiele.

Oftmals befand sich der alte Herr mit ihnen stundenlang allein, da Kurt auf die Felder geritten war, Julianne sich aber nicht sehen ließ.

Wie weit war jene Zeit! Eine neue Welt regierte.

Eines Tages fand Kurt beim Nachhausekommen den Zustand seines Vaters sehr bedenklich.

Der Anfall war ganz plötzlich gekommen.

Die beiden Kleinen standen furchtbar in einer Ecke des Gemaches und blickten nach Großpapa, der heute nicht mit ihnen spielen wollte.

Julianne schluchzte laut.

Eben war der von Kurt herbeigerufene Arzt eingetroffen.

Nach wenigen Minuten wurde der alte Herr ohnmächtig.

Der Doktor machte ein bedenkliches Gesicht und hielt es für seine Pflicht, Kurt über die sehr schlimme Wendung aufzuklären. Das Ende stand bevor.

Schwerdöckeln, ruhte nun der Baron auf seinem Lager.

Julianne, ihr Gatte und die beiden Kinder waren in dem Gemach versammelt.

Vom Dorf war der alte Seelforger eingetroffen und betete nun leise am Kopfe.

Die Kinder saßen verschüchtert auf einem

Divan und die kleine Hedwig plapperte unverständliches Zeug durcheinander.

Eben war der Baron wieder aus einer längeren Ohnmacht erwacht.

Draußen wurde es Abend. Langsam sank die prächtige Sonnenkugel hinunter.



Der Theater-Teufel. Ihr ganzer Körper bebte vor Schmerz.

An dem süßen Geplauder erfreute sich das alte Herz, das sich der einstigen, überaus sonnigen Tagen erinnerte, da auf Trautenau noch eine liebende Mutter die Wangen Axel's streichelte und der Vater ihn voll Lust emporhob.

Ihre letzten Strahlen fielen in das freundliche, auf den schweigenden Forst hinausliegende Zimmer, in dem Baron Ugel einem ewigen Licht entgegenschlummerte.

Nur das sanfte Rauschen der Parkbäume vernahm man, die ein leichter Hauch bewegte, ein Geräusch, wie es der alte Herr neun- undsechzig Jahr lang hörte und das wie Liebe zum Vaterheim, zum alten Stammstz in ihm festigte.

Baron Ugel neigte das Haupt herüber und flüsterle schwach den Namen seines Sohnes:

„Kurt —“

Kurt trat rasch an seine Seite und stützte das Haupt des Schwachen.

„Wo ist Julianne?“ fragte dieser.

„Da bin ich, Vater!“ antwortete Julianne und kam näher. Sie ließ sich mit schmerzenthelltem Antlitz vor dem Bett nieder.

Ihre Stimme klang wie ein nur mühsam unterdrücktes Schluchzen.

Ernst ruhte das Auge des Priesters auf ihr.

Der Sterbende tastete mit der schwachen Hand nach ihrem Haupt.

Ein ruhiges Lächeln umzog seine Lippen.

„Julianne,“ sprach er bewegt, „Du Blume in unserem Schloß, Bild eines in dieser Lust plötzlich auferstandenen Märchens! Daß Du das Glück nicht von uns gekannt, daß Du es festgehalten hast auf Trautenau — ich danke Dir. Ich sterbe gern, weil ich sehen durfte, daß der Friede hier einzog und der Trost kam. Wir haben uns Alle über eine gefährliche Stelle hinaus gerettet. Jetzt könnt Ihr die öffentliche Anerkennung entbehren. Vergieß mir auch, was ich Dir damals sagte und that —!“

Mit einem herzbrechendem Schluchzen beugte sich die Baronin über die weiße Hand und benetzte sie mit ihren Thränen.

Ihr ganzer Körper bebte vor Schmerz.

Wie unter einem gewaltigen Druck stehend, stand Baron Kurt vor dem Lager, die Lippen fest aufeinandergepreßt.

Der alte Herr bat um die beiden Kleinen. Man reichte sie ihm an das Bett.

Leise klangen seine Worte, doch sein Antlitz blieb ruhig und heiter.

Plötzlich schloß er die Augen und machte mit dem ausgestreckten Arm eine Bewegung, als wolle er Jedem zum Abschied die Hand noch einmal reichen.

Kurt trat hastig näher.

„Vater —!“

Ein tiefer Seufzer folgte, dann ward es still in dem Gemach. Kaum daß ein unterdrücktes Schluchzen vernommen wurde.

Der Schloßherr war entschlummert, ruhig und in Frieden, weil er das Haus im Glück wähnte.

Dieser Gedanke war auch der erste, welcher Kurt jetzt beschlich.

Er schlang seinen Arm um die Schulter der Gattin.

„Julianne — dein letzter Segen, dein Dank galten Dir, weil Du ihn, uns Alle, glücklich machtest!“

Sie gab keine Erwiderung.

Wie ein tiefer Schreck lief es über ihr Gesicht; ihre Lippen bebten.

„Ja — ja,“ murmelte sie noch fassungslos auf die regungslose Gestalt dort auf dem Lager blickend.

Darauf ließ sie sich, sehr angegriffen, auf ihre Zimmer führen.

Die Kinder wurden der Obhut der Wärterin übergeben.

Baron Kurt selbst verblieb noch eine längere Zeit bei seinem verstorbenen Vater, den er sehr liebte.

Leise betete der Priester. —

Auf ihrem Zimmer angekommen, sank die Baronin sogleich erschöpft auf ihr schwellendes Lager.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte sie sich so weit erholt, daß sie sich erheben und an die bevorstehenden Trauerfeierlichkeiten denken konnte.

Sie empfand allmählig wieder mehr Interesse an dem Leben der Gegenwart.

Die nächstfolgenden Tage mußten nun weniger eintönig werden. Es würden Gäste eintreffen, vielleicht gar einige Bekannte der Residenz.

Baron Ugel, dessen Beisehung erfolgte, hatte sich ja einst großer Beliebtheit erfreut.

Julianne erinnerte sich, wie gut ihr Trauerkleider zu Gesicht standen, wie interessant sie sich in Schwarz ausnahm. Die Männer nannten es geradezu entzückend.

Ihre ‚Maria Stuart‘ von einstens, ihre ‚Lady Grey‘ waren Triumphe ihrer Schönheit gewesen.

Sofort ließ sie sich an ihrem Schreibtisch nieder, um einige Zeilen an eine der ersten Modestimmen abenden zu können.

Da sie zu ihrem größten Bedauern nicht selbst hinreisen konnte, so verschrieb sie sich die nöthigen Kräfte und Stoffe nach dem Schloß.

Umgehend wurde der Auftrag ausgeführt.

Die große Firma der Residenz hatte in letzter Zeit wenig genug mit der Baronin Trautenau zu thun gehabt. Es kamen eben absolut keine Gäste in das Schloß, vor denen man sich zeigen konnte.

Selbst der Gutsbesitzer Boden, Kurt's intimster Freund, war beständig ferngeblieben.

Des sogenannten Skandals wegen, hätte gerade er dies am wenigsten nöthig gehabt, erlebte er einen solchen doch im eigenen Haus.

Seine Gattin, die ehemalige Sängerin, war ihm mit einem Garde-Offizier durchgebrannt.

Boden ließ sich scheiden — und lachte zu diesem Fall, den er folgerichtig voraus sah.

„Ein mißglückter Versuch!“ pflegte er zu sagen. „Unser Boden paßt nicht für dergleichen Blumen. Mancher Gärtner ward enttäuscht, wenn ihm der Wind die Samenkörner davontrug.“

Julianne hatte über den Skandal der Sängerin sehr die Nase gerümpft. Natürlich, diese Damen!

Nachdem Julianne ihr Briefchen an die Modistin abgesandt hatte, trat sie vor den Spiegel und blickte lange in ihr reizendes Gesicht. Sie war schön, schöner als je!

Um ihre Schultern schlang sie einen schwarzen Schleier, schlug die Augen mit den starken Wimpern nieder, die Liber

senkten sich und nur darunter hervor, neugierig, listig, streifte der Blick das Bild im Glas.

Sie legte die zarten Finger überinander, trat einen kurzen Schritt vor — einen zurück!

Ihr Antlitz röthete sich in der Erregung. Mit rascher Bewegung schleuderte sie das Tuch von sich.

In ihrer Trauer mußte sie große Schönheits-Triumphe bei der anwesenden Herrenwelt feiern.

Dies half über die Oede der nächsten Zeit hinweg. Und dann? Nun, dann fand sich vielleicht doch etwas. Eine kleine, unschuldige Liaison oder dergleichen. Natürlich nur aus der Ferne, aber schon dieser Gedanke allein verfestete ihr Blut in Wallungen.

Es war ja doch nicht auszuhalten, dieses ewige Einerlei. Hatte man ihr das Komödien-spielen genommen, mußte sie sich im Leben in etwas dafür entschädigen. Wie es in ihren Mienen zuckte!

Diese Sehnsucht nach den Brettern, nach dieser wechselvollen Welt, nach dem Glitzern des Lampenlichtes und sei es auch nur auf der erbärmlichsten Dorfbühne, dies nie zu befriedigende Verlangen wird sie noch verzehren.

Man arbeitete im Echo nun rastlos an den Trauertouletten der Frau Baronin Julianne hatte kaum einen anderen Gedanken mehr. Kurt mußte dies wohl bemerken und es gab ihm einen Schlag ins Gesicht.

Er liebte seinen Vater, der dem Sohn so viel geopfert, sehr.

Seine Gattin jetzt, in diesen Tagen, aufzusuchen, war ihm unmöglich; er fand sie ja doch nur von Näbmannsells umgeben, die an ihr pappten und ihre Figur einzig fanden.

Nach den bis jetzt eingetroffenen Beileids-Bezeugungen wurde die Betheiligung an der Beisehungsfeier ziemlich stark.

Schloß Trautenau füllte sich seit langer Zeit zum ersten Mal wieder mit Gästen.

Viele trieb auch die Neugierde her, die Komödiantin in nächster Nähe bewundern zu können.

Aber sonderbar, man begegnete ihr fast durchwegs mit einer gewissen, ablehnenden Kälte, so interessant sie sich auch gab.

Sie fühlte es, versuchte gewaltsam zu fliehen — und versiel in Manierirtheit, welche allgemein verstimmt. Mit Kurt wechselte sie nur wenige Worte.

Auf seiner Stirn lagen schwere Wolken, oft starrte das Auge in plötzlichem Schrecken zu Boden.

Die Maske Juliannens sank langsam.

Bei der großen Trauer um den Vater mußte Kurt auch noch den Groll gegen die wenig Schmerz zeigende Gattin bekämpfen.

Es graute ihm plötzlich vor der Zukunft. Es drängte ihn jetzt, den Schleier zu zerreißen, der den wahren Charakter seines Weibes all' die Zeit her verhüllte.

Der Trubel im Schloß gestattete ihm jedoch vorläufig kein ruhiges Nachdenken. Auch Boden war anwesend.

Er war gerade von einer größeren Reise zurückgekehrt. Durch die leidenschaftliche Schönheit Juliannens ward er momentan verblüfft; dann lächelte er.

Es hatte nur weniger Worte von ihren Lippen bedurft, um ihn dieses Weib erkennen zu lassen.

Armer Kerl! Armer Trautenau! Daß er nicht wußte, wie lange er schon auf einem Vulkan lebte!

Die Blicke Juliannens ließen ihn nun kalt.

Er war ja von gewisser Leichtgläubigkeit, besaß jedoch einem Freund gegenüber feste Grundsätze. Ihr ganzes raffiniertes Benehmen war nutzlos.

Am Tage nach der Beisehung mußte Julianne von ihrem Gatten Worte hören, wie sie solche noch nie vernommen. Bis zu dieser Stunde hatte er geschwiegen, sich der Trauer um den Vater hingegeben. Um so mächtiger drang jetzt Alles auf ihn ein.

Er hätte blind sein müssen, um nicht zu sehen, wie sich seine Gattin betrug.

Dazu kam noch, daß er von den heimkehrenden Adels-Familien manches versteckte Wort über sie anhören mußte. Er wußte, wie man über ihr Benehmen dachte.

In seiner Liebe zu ihr hatte er erst nur sanfte Vorwürfe versucht.

Sie antwortete gereizt, wegwerfend, jedes gute Gefühl verleugnend.

Da war er plötzlich aufgebraust.

„Dein Benehmen ist schamlos!“ rief er, sich vergessend. „Du setzest Alles außer Acht, was Du mir, meinem Haus der guten Sitte schuldig bist!“

Sie wurde bleich, schürzte trotzig, verächtlich die Lippen und verließ das Zimmer.

Boden nahm von dem alten Freund herzlichen Abschied.

„Wohin gedenkst Du diesmal zu gehen?“ fragte Kurt, nachdem er vernommen, Boden wolle abermals auf Reisen gehen und zwar auf längere Zeit.

Mit einem feinen Lächeln antwortete Boden:

„Ich sehe mir die Welt nach einer anderen Seite an. Ein bestimmtes Reiseziel habe ich überhaupt nicht. Von dem kleinen Vorfall in meinem Hause hast Du wohl gehört?“

Er nannte den Skandal einen kleinen Vorfall.

„Deine Frau —“ sagte Kurt etwas unflüchtig.

„Pardon! Ich bin geschieden!“ versetzte Boden. „Signora Bianchi ist mir entflattert. Was denkst Du, was ich sagte damals. Ich versuchte eben in Monaco ein kleines Spielchen, hatte aber wenig Glück.“

„Nun?“ Trautenau blickte verwundert diesen unverbesserlichen Spötter an.

„Unglück im Spiel — Glück in der Liebe! Ich lachte! Dann athmete ich erleichtert auf. Ich hatte längst eingesehen, daß ich durch diese Heirath eine Dummheit beging, die sich auf gewöhnlichem Wege schwer gutmachen ließ. Nun war uns plötzlich Allen geholfen, mir, der Signora und einem liebgeirrenden Liebhaber. Ich

habe auf diesen Ausgang lange gewartet. Endlich ist er eben eingetroffen und darüber große ich gar nicht. Niemand kann für seine Natur, weder ich, noch meine ehemalige Gattin. Genug für den Verständigen!“

„Und denkst Du wirklich nie mehr an eine Vermählung?“

Boden wiegte den Kopf.

„Weßhalb nicht? Finde ich vielleicht eine Parthie — es muß zwar nicht sein — die meinen jetzigen Ansprüchen entspricht, wer weiß. Eines aber nicht zu vergessen: Die Liebe muß sich paaren mit der Vernunft.“

Es fiel Kurt auf, daß Boden sich von Julianne so kalt und kurz verabschiedete.

Diese selbst blickte ihm mit zornigem Auge nach.

Sehr nachdenklich blieb Trautenau in dem jetzt noch stiller gewordenen Schloß zurück.

Es fielen ihm gar zu oft die letzten Worte Boden's ein:

„Liebe muß sich paaren mit der Vernunft.“

Wenn er an Juliannens so scharf hervortretendes Benehmen dachte!

Wenn sie wirklich — nicht für ihn paßte?

Wenn es nun doch nicht genügte, wenn man ein Weib, seinen entzückenden Körper anbetet und die wärmste Liebe hegt und pflegt. War Julianne in all' ihrer Schönheit nur ein leeres Bild, hinter dessen bemalter Leinwand eine gährende Leere klast?

Kurt von Trautenau widmete sich wiederum seinen Geschäften, um zu vergessen.

Zwischen beiden Gatten öffnete sich langsam ein Abgrund, da sich Julianne nicht mehr verstellen wollte.

Noch immer aber suchte seine Leidenschaft nach der verbindenden Brücke.

Bald mußte Kurt auch die geradezu niederschmetternde Wahrnehmung machen, daß Julianne den beiden Kleinen keinerlei Liebe entgegenbrachte.

Dieser Umstand entfremdete den mit abgöttischer Verehrung an den Kindern hängenden Baron noch mehr ihrem Charakter. Er war nun die ganze Zeit gereizt, die frühere ruhige Heiterkeit ging gänzlich verloren.

Er verdeckte mit ängstlicher Sorgfalt jede ihrer mehr zu Tage tretenden Schwächen der Welt gegenüber, er sagte sich aber auch, daß einmal eine Krisis eintreten müsse, etwas Großes, das entweder Alles zum Guten, oder Bösen wendete. Diese Spannung konnte ja nicht anhalten.

Und nun fühlte auch Trautenau etwas über sich hängen, auf dessen Niederstürzen er warten mußte, genau so wie Boden es bereinst geschildert.

Wann kam der Sturm, der dieses Schwert vom Himmel riß? — Die Katastrophe stand näher seiner Thür, als er ahnte.

XXVI.

Im Gasthof zum Reichswappen in Trautenau wurde das Eintreffen einer Theatertruppe erwartet.

Seit fünf Jahren war dies wieder das erste Mal und der Wirth versprach sich einen guten Erfolg davon.

Alles war bereits brieflich geordnet worden.

Es war ein alter Bekannter, der die Gegend aufsuchte, die Direktion Hans Andorf, der ja schon zur Zeit Irremias Schmidt seligen Angedenkens die Bretter hier betreten hatte. Der dicke Wirth hatte sich sogleich nach den Damen Herbst erkundigt, mußte jedoch zu seinem Bedauern hören, daß Andorf die „alten Schachteln“, wie er kurzweg sagte, längst entließ.

Der neue Direktor hatte überhaupt ein sehr rohes und proziges Wesen.

Er genierte sich sogar nicht, in recht despektierlicher Weise zu äußern: nun wollten sie einmal der gnädigen Frau Baronin eine Komödie vorspielen, daß sie Ohren und Nase aufsperrt.

Es ging wieder in den Herbst, die geeignetste Zeit für Vorstellungen in Trautenau.

Hans Andorf hatte sich bald wieder sicher gefühlt, nachdem er merkte, der Baron schwieg über sein Attenthat. Fünf Jahre waren ja seitdem vergangen.

Darum wagte es die neue Direktion trotzig, Trautenau wieder aufzusuchen und der Schloßherrschaft die Stirn zu bieten. Was wollte man ihm denn auch?

Stets mußte er mit Zorn an die Baronin denken.

Trotz Allem, hatte Andorf die ziemlich lange Zeit versfireichen lassen, ehe er hierherkam.

Mehr und mehr hatte sich aber sein Charakter verrohrt, er zeigte jetzt in Allem den brutalen, gewissenlosen Menschen der schlimmsten Sorte.

Ein wahres Glück noch, daß er selber Direktor war. Als solcher brauchte er sich wenigstens nichts sagen zu lassen.

Nach dem Vorbild mancher derartigen Herren konnte er sich absolut Alles erlauben.

Seine Mitglieder erhielten keine Gagen, es wurde auf Theilung gespielt.

Nach Abzug der Tageskosten und des Direktions-Antheiles, welcher vier Theile betrug — zwei Theile als Direktor, einen als Schauspieler und einen weiteren für Garderobe und Bibliothek erhielten sie gerade etwas mehr, als zum Verhungern nöthig war.

Dafür leisteten sie um so mehr.

Mancher hatte zum Glück eine Nebenbeschäftigung.

Kunz von Kunzendorf, der „Graf Leicester“, war ebenfalls noch bei der Truppe.

Er vertrug sich mit Andorf insofern, als er diesem ebenso grob kam, wie dieser ihm.

Der dünne Intriguant war ebenfalls noch da.

In seinen Mußestunden rezitierte er der gänzlich verständnißlosen Dorfjugend gegen ein kleines Entree die schönsten Stellen aus Tasso's „Befreites Jerusalem“, oder den „rasenden Roland“ Ariost's.

Was den Jungen am meisten gefiel, waren seine langen umherstrolchernden Arme.

So lebte die Truppe recht und schlecht.

An einem Vormittag waren sie vor dem Reichswappen aufgeföhren, abgestiegen und in die Wirthsstube eingetreten. Der Wirth ließ sich sogleich ein neues Stück Kreide holen und die hintere Seite der Anschlagtafel freimischen.

Aber das lustige Bäckchen freute ihn doch.

Nur der Direktor gab sich sehr breitspurig, obwohl er nichts Klingendes in der Tasche hatte.

Er hatte wenig Glück in letzter Zeit gehabt, ein Umstand mehr, ihn dieser wohlhabenden Gegend entgegenzureiben.

Mit den übrigen Mitgliedern war auch eine kleine Frau in die Gaststube getreten, deren schleppender Gang und tiefliegenden Augen sogleich auf die Brustfranke deuteten. In den Augensternen allein lag noch Leben, sozwar ein gewisses Feuer, das allerdings nur aufblackerte.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Reisebriefe.

Von Carl Stephan.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Aetna im April.

Die Reisebücher warnen einhellig davon, den König der italienischen Berge im Frühjahr zu besteigen, weil die auf ihm befindlichen Schneemassen große Schwierigkeiten bereiten.

Trotzdem war es mein fester Entschluß, wenn das Wetter nur schön sein würde, unbedürftig um Anstrengungen und Schwierigkeiten, die Besteigung zu unternehmen.

Am 9. April langte ich in Taormina, jenem durch sein griechisches Theater und seine herrliche Lage berühmten Fleckchen Erde an. Das Wetter war an sich recht schön, trotzdem verhüllten dicke Wolkenmassen den Berggipfel und zeigten nur ungefähr die Richtung seiner Lage.

Am folgenden Tage trat keine Aenderung ein, nur kurz nach Sonnenuntergang zeigte sich ein kleiner Theil der Spitze blendend weiß über dem grauen Wolkenmantel.

Am andern Morgen früh 4 Uhr eilte ich an's Fenster, da erschien „er“ im klaren Morgenlicht in seiner ganzen Pracht.

Die riesige Pyramide war sichtbar vom Meeresstrand bis zur Spitze; es überraschten den, der den Berg nie gesehen, seine ungleich flachen Hänge. Ein tiefhinabreichender Schneemantel umhüllte ihn und gewährte keine beruhigenden Ausichten für die Besteigung.

Um sich einen Begriff von dem gewaltigen Eindruck des Aetna zu machen, muß man sich folgendes vergegenwärtigen: er ist 3313 Meter hoch, liegt ganz frei und von Taormina aus, von wo er am schönsten ist, übersteht man ihn in seiner ganzen Größe, vom Fuß bis zum Gipfel.

Die folgenden Tage brachten zweifelhaftes Wetter, die zum Besuch von Catania

und des herrlichen Syracus verwendet wurden. Der 13. und 14. waren sehr schöne Tage, so daß ich am 15. endgültig die Besteigung zu wagen beschloß.

Besondere Vorbereitungen waren nicht erforderlich, außer daß sehr feste Bergschuhe und Lederhosen angelegt wurden.

Ein Wagen brachte mich den Vormittag von Catania nach Nicolosi, von wo aus man meist die Besteigung unternimmt. Dieser Ort schwebte im Jahre 1886 beim letzten großen Ausbruch des Aetna in außerordentlicher Gefahr, von einem Lavaström überdeckt zu werden.

Da es meine Absicht war, hier zu übernachten, und erst am folgenden Tage den Riesen zu besteigen, brach ich um etwa 1 Uhr nach den Monti Rossi auf. Die Monti Rossi sind einer jener zahlreichen Seitenkrater, aus denen die Ausbrüche des Aetna stets erfolgen. Sie sind ungefähr 900 Meter hoch, und in etwa 1 Stunde leicht zu besteigen.

Von weitem sehen sie wie ein Zwillingberg aus, daher die Mehrzahl ihres Namens.

Derselbe rührt von der schwarz-rothen Farbe des Schlackenröhl her, aus dem sie bestehen. Die Aussicht ist überwältigend. Hier wird man sich erst darüber klar, daß der Aetna kein Berg, sondern ein Gebirge ist.

Man überblickt die unzähligen Nebentrater und die riesigen Lavaströme, von denen der große von 1886 besonders mächtig erscheint — seine gewaltige Masse soll nach Angaben Silvestri's 66 000 000 cbm. betragen. Aber Alles überragt die ungeheure Pyramide des Aetna, strahlend in ihrer gewaltigen Schneefülle, die in diesem Jahre besonders tief hinunter geht. Ungeheure Rauchwolken entsteigen der Spitze. Zu Füßen liegt Nicolosi, weiter Catania und der blaue Spiegel des Meeres. Nachdem ich mir noch eine Hand voll der zahlreichen die Monti Rossi überall bedeckenden Augit-Krystalle zusammengesucht, ward der Abstieg angetreten. Unwartet schnell ist man wieder unten in Nicolosi.

Ich begab mich nun sogleich nach dem Bureau des italienischen Alpenklubs, um die nöthigen Maßnahmen zur Besteigung zu treffen.

Diese findet im Hochsommer, wenn der Aetna schneefrei ist, in folgender Weise statt:

Man reitet zu Maulthier den ersten Tag nach dem am Fuße des obersten Kraterkegels gelegenen, Casa inglese genannten Schutzhause. Dieser Ritt nimmt 10 Stunden in Anspruch. Dasselbst wird übernachtet und am folgenden Morgen der Krater erklimmt, eine mühsame Arbeit, die etwa eine Stunde erfordern soll.

Von einem Uebernachten in der Casa inglese konnte jetzt nicht die Rede sein, weil sie durch den Schnee unzugänglich war. Es mußte also die Besteigung ohne Unterbrechung und der größte Theil des Weges bei Nacht gemacht werden.

Ich erfuhr im Clubhause, daß ein deutscher Herr vor wenigen Minuten nach dem Aetna aufgebrochen sei, sowie, daß dies seit Januar der erste Versuch sei, den Berg zu besteigen.

Die Aussicht, die Partie mit einem deutschen Reisegefährten gemeinschaftlich zu machen, ließ mich schnell den Entschluß fassen, noch heute aufzubrechen.

Schnell war der Führer auf seinem Maulthier, ein solches für mich und der Treiber zur Stelle.

Mein Führer sah recht vertrauenerweckend aus. Ein großer Mann, kräftig und wohlgenährt, nicht zu jung, von lebhaftem Wesen, wie alle Sicilianer. Der große, hellgraue, mit stahlblauen Bändern besetzte Hut mit der Aufschrift: „Club alpino italiano“ stand ihm vortreflich.

Nachdem er sein Thier mit dem vom Wirth zu festem Preise, nach Vorschrift des Alpenklubs, gekauferten Proviant beladen, rückten wir ab.

Es war gegen 5 Uhr Nachmittags.

Bei den letzten Häusern von Nicolosi hat ein Mann, auch zu Maulthier, um die Erlaubnis, sich anschließen zu dürfen, was ich gern gestattete.

Es war der Custode des in der Casa inglese befindlichen Observatoriums.

Der Weg zieht sich zunächst westlich um die Monti Rossi herum, durch weiche Asche geht es sanft bergan.

Bald wird der Lavaström von 1886 erreicht.

Derselbe ist von ungeheurer Länge und Mächtigkeit. Der Weg verwandelt sich, um ihn zu überschreiten, in einen wüsten Kletterpfad. Doch gerade auf solchen Wegen bewähren sich die Maulthiere. Die Sicherheit, mit welcher diese Thiere treten, ist erstaunlich, nie rutschen sie aus, sie klimmen unverdrossen in demselben ruhigen Zeitmaß weiter, ohne daß der Reiter dabei Erschütterungen zu erleiden hat.

Bald ist dieser Lavaström überschritten, und der Weg führt wieder sanft ansteigend, durch weichen, braunen Lavasand aufwärts, an vereinzelt Gebirgen vorüber.

Ausgedehnte Anpflanzungen, hauptsächlich Edelkastanien, begleiten den Weg zu beiden Seiten. Bei einem dieser Gebirge erstand mein Führer nach einigem Handeln zwei rohe Eier, die er, immer auf seinem Maulthier reitend, mit Hilfe seines Taschenmessers an beiden Enden mit kleinen Oeffnungen versah und austrank.

Um etwa halb acht erreichten wir die Casa del Bosco, eine 1500 m über dem Meere gelegene, armselige Hütte.

Ich begrüßte den vor mir eingetroffenen deutschen Herrn; bald war das mitgebrachte frugale Abendessen verzehrt und den Führern wurde dringend ans Herz gelegt, für 10 Uhr Abends Alles zum Ausbruch zu rüsten. Die Führer wollten freilich von so zeitigem Ausrücken garnichts wissen.

Sie behaupteten, um elf sei es reichlich früh genug, wir kämen dann doch jedenfalls noch eine Stunde vor Sonnenaufgang auf dem Gipfel an.

Ich bestand aber energisch auf 10 Uhr. Wir streckten uns nun auf dem Holzlager aus, um bis zu dieser Zeit noch etwas zu ruhen. Um die Ruhe war es aber schlecht bestellt, denn die beiden Führer und der Custode vollführten in dem Raume, in welchem wir schlafen wollten, dem einzigen

der Hütte, mit dem Inhaber derselben am Tische sitzend, eine italienisch lebhaft sehr laute Unterhaltung.

Während derselben nahmen sie, sehr zu meinem Leidwesen eine Menge Wein und dergleichen zu sich.

Um 10 Uhr trommelte ich zum Aufbruch, doch wurde es halb elf, bis sich die Kolonne in Marsch setzen konnte, alle hoch zu Maulthier und wohl mit Mänteln und Decken versehen.

Die Nacht war sternhell und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

Es war recht dunkel, das letzte Mondviertel bereits überschritten und Neumond nahe.

(Schluß folgt.)

Meteorsteine.

Das Niederfallen eines Meteorsteines in Madrid und die dabei beobachteten elementaren Erscheinungen lassen ein Interesse für den nachfolgenden Artikel aus dem in Verbreitung befindlichen zwölften Bande der neuen Auflage von „Meyers Konversations-Lexikon“ voraussetzen, und wir glauben daher unsern Lesern mit der Wiedergabe dieser werthvollen Arbeit (natürlich mit kleinen Aenderungen) einen Dienst zu erweisen.

Meteorsteine (Meteoriten, Aërolithe, Uranolithe, Lapidarsteine, Bälzlein), Eisen- oder Steinmassen, welche in größern oder kleinern Stücken, einzeln oder gleichzeitig in größerer Anzahl (Steinregen) meist unter einem donnerartigem Getöse auf die Erde niederfallen, am Tage von Rauchwölken, in der Nacht von lebhaften Feuererscheinungen begleitet und oft als Feuerkugeln, auch wohl mit stark leuchtendem Schweif beobachtbar. Viele zerspringen im Moment des Niederfallens mit explosionsartigem Geräusch in viele Fragmente. In keinem der vielfältig untersuchten M. ist ein neues, der Erde und den auf derselben vorkommenden Verbindungen fremdes Element entdeckt worden; auch das Vorkommen des Eisens im gediegenen Zustand sowie in Legierung mit Nickel kann nicht als ausschließlich für M. charakteristisch angesehen werden, seitdem von Grönland in Basalt eingeschlossene Eisenmasse unzweifelhaft tellurischen Ursprungs bekannt geworden sind, welche jene früher für M. ausschließlich charakteristischen Eigenschaften besitzen. Die wichtigsten der aus Meteorsteinen bekannt gewordenen Verbindungen sind: Eisen (immer nickelhaltig), Phosphornickelisen, Kohlenstoffisen, Graphit, Diamant, Schwefelisen, Schwefelcalcium, Chromisen, Magneteisen (selten), Kieselsäureanhydrid, Olivin, Bronzit, Augit, Anorthit, ein dem Labradorit gleich zusammengesetzter, einfach brechender, regulär kristallisirender Körper, Kohle und Kohlenwasserstoffe. Hierzu kommt für die Meteorsteine ein mitunter sehr hoher, das eigne Volumen oft um ein Vielfaches übertreffender Gehalt an Gasen in komprimiertem Zustand (Wasserstoff, Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoffe), welcher sich durch Erhitzen und Auspumpen unter der Luftpumpe abscheiden

läßt. Je nach dem Vorkommen des Eisens oder gewisser anderer der genannten Gemengtheile haben Rose, Eschermat, Brezina u. a. eine Eintheilung der M. versucht. Man unterscheidet Eisenmeteoriten (Holosiderite), welche fast ausschließlich aus Eisen bestehen, und Steinmeteoriten, welche gar kein oder nur sehr wenig gediegen Eisen enthalten, sowie als eine zwischen beiden stehende Gruppe die der Mesosiderite, welche aus einem zelligen Eisen und Magnesiumsilikaten (Olivin, Bronzit) zusammengesetzt sind, und deren Typus das von Pallas 1772 in Sibirien aufgefundenene Eisen ist. Als eine Unterabtheilung der Steinmeteoriten unterscheidet man noch die seltenen Kohlenmeteoriten (einige wenige Fälle, z. B. von Mais in Frankreich 1806, Kapland 1838, Orgueil in Frankreich 1864, Wighel in Rußland 1889), welche ein lockerverdiges Material, reich an Kohle, mit Wasser- und Sauerstoff enthalten. Was von sogen. Gallertmeteoriten berichtet wird, widerspricht den aus zahlreichen Beobachtungen geschöpften Ansichten über die M. so durchaus, daß man wohl an Verwechslungen mit Knochencalgen, Froschlach oder ähnlichen Dingen glauben darf. Eine außerordentlich charakteristische Struktur besitzen die meisten Eisenmeteoriten u. Mesosiderite. Dieselben sind nämlich durch einen regelmäßigen schaligen Aufbau aus nickelreichern und nickelärmern Eisenmassen ausgezeichnet, und zwar sind diese bald dickeren, bald dünneren Schalen den Flächen des regulären Oktaeders parallel orientiert. Da das nickelreichere Eisen von Säure (verdünnter Salpetersäure) weniger leicht angegriffen wird, als das nickelärmere, kann man diesen oktaedrischen Schalenbau durch Anätzen ebener, polirter Flächen des Meteorsteines sichtbar machen. Man erhält alsdann auf diesen Flächen, je nach der Lage derselben gegen die Oktaederflächen, unter rechten oder schiefen Winkeln sich schneidende, schwach hervorspringende Balken oder Linien, die nach dem Entdecker genannten Widmanstätten'schen Figuren. Die die Balken bildende Eisennickellegierung hat einen geringern Gehalt an Nickel als das widerstandsfähigere Bandeisen, welches stets in Form sehr dünner, stark glänzender Lamellen die Balken einschließt, während es sich oft weniger von dem in den Feldern zwischen den Balken gelegenen Füllisen unterscheidet. Die wesentlich aus Silikaten zusammengesetzten M. lassen häufig in der tuffähnlichen Grundmasse neben Körnern von Nickelisen, Magnetkies u. kleine Kugeln von Olivin oder exzentrisch-strahligem Bronzit, sogen. Chondren, erkennen und heißen dann Chondrite. Der regelmäßige Bau dieser Chondren, welche übrigens fast stets eine braune Glasmasse enthalten, hat zu der irrigen Vorstellung veranlaßt, die M. enthielten Organismen. Am ähnlichsten manchen irdischen Gesteinen (Basaltlaven) sind die sogen. Eukrite, aus Anorthit und Augit bestehend, und die sogen. Chassignite, den Olivinfelsen nahe verwandt. Andere Gruppen sind die Howardite (aus Augit, Bronzit und Anorthit bestehend), die Chladnite (Enstatit u. wenig Olivin enthaltend), die Bustite und Nobite.

Was die Häufigkeit der einzelnen Arten der M. betrifft, so haben von den etwa auf 600 zu schätzenden, der Fallzeit nach bekannten Meteoritenfällen nur etwa 10 Eisenmeteoriten geliefert, unter denen die Fälle 1751 zu Hraschina bei Ugram, 1835 in Tennessee und 1845 zu Braunau in Böhmen und einige neuere (1885 und 1886) in Nordamerika die bekanntesten sind. Alle andern M. bekannter Fallzeit, bestehen aus Silikaten oder doch vorwiegend aus solchen und dies hat darin seinen Grund, daß ein Stück Meteorstein nach Jahren bei gelegentlichem Auffinden wegen seiner oben erwähnten regelmäßigen Struktur leicht bestimmt werden kann, während die Steinmeteoriten, wenn sie nicht bald nach dem Fall aufgehoben werden, später im zerlegten Zustande kaum noch von irdischen Gesteinen unterschieden werden können.

Die Größe der M. ist sehr wechselnd, wenn auch meist, abgesehen von einzelnen extremen Fällen, nicht bedeutend. Der größte bis jetzt beobachtete Steinmeteorit (Knyahinya 1866) wiegt nahezu 300 kg. Weit schwerer sind viele Eisenmeteoriten, wenigstens werden von einzelnen nachträglich aufgefundenen Eisenmassen unbekannter Fallzeit Stücke im Gewicht von 170, ja von 300 Zentner erwähnt, so von mehreren Orten in Brasilien und Peru, von Toluca in Mexico u. Auf der andern Seite sinkt die Größe der M. bis zu Körnern, ja Staub (Kryokonit) herab, so daß die Auffindung besonders günstige Verhältnisse voraussetzt, wie sie beispielsweise bei dem Fall von Hekle in Schweden herrschten, wo 1. Jan. 1869 neben größern Steinen kleinste Körner und Staub meteorischen Ursprungs auf dem Schnee gesammelt werden konnten. Zuweilen liefert ein Fall nur einen Stein, öfter mehrere Stücke, die nach ihrer Form bald als kosmische Individuen, bald als erst im Moment des Herabstürens durch Explosion voneinander gerissene, eckige Fragmente eines ursprünglich zusammengehörigen Stückes zu betrachten sind. So liegen sich die drei etwa 3 km voneinander entfernt bei Butsura in Ostindien aufgefundenen Stücke aneinander fügen und zu einem Meteorstein vereinigen. Die Zahl der niederfallenden Steine ist zuweilen sehr groß; es fielen z. B. 1803 bei Pügale in der Normandie gegen 3000, 1808 bei Stannern in Mähren einige hundert, 1882 bei Mocz in Siebenbürgen über 1000 und 1868 zu Pultusk in Polen wohl an 100,000 Steine.

Die Gestalt der M., wenigstens der nicht erst unmittelbar vor dem Niederfallen zersprungenen und dann eckigen Steine, sondern der sogen. kosmischen Individuen, läßt mitunter insofern eine Gesetzmäßigkeit erkennen, als man die Richtung, in welcher der Meteorit die Atmosphäre durchdringt, bestimmen und eine Brust- u. Rückenseite unterscheiden kann. Die M. treten mit kosmischer Geschwindigkeit (von 4 Meilen und mehr in der Sekunde) in der Erdatmosphäre ein, verlieren aber in dieser infolge des Luftwiderstandes ihre Eigengeschwindigkeit ganz u. fallen schließlich, unter dem Einfluß der Anziehungskraft der Erde, zu Boden. Die vor dem in die



Atmosphäre einbringenden Meteor befindliche Luft wird stark zusammengepreßt und erhält dadurch eine den Schmelzpunkt der Bestandtheile des Meteors erreichende Temperatur; der Stein überzieht sich mit einer dünnen, schwarzen, glasigen Schmelzrinne, und es bilden sich auf der infolge des starken Abschmelzens gerundeten Vorderseite (Brustseite) des Meteors Schmelzfalten, welche in der Richtung der Bewegung ähnlich in die Länge gezogen sind wie diejenigen auf der Oberfläche der in halb weichem Zustand von den Vulkanen ausgeworfenen Bomben. Auf der Grenze der Brustseite und der der Hitzeeinwirkung weniger ausgesetzten und deshalb weniger abgeschmolzenen, mehr unebenen Rückenseite befindet sich ein dicker schwarzer Schmelzwulst. Daß viele M., zumal die wesentlich aus kohligen Substanzen zusammengesetzten, während ihres Fluges durch die Atmosphäre ganz verzehrt, ganz in Dampfform umgewandelt werden können, ist leicht erklärlich, und dafür spricht auch die Seltenheit der Kohlenmeteoriten.

Eine so merkwürdige Erscheinung wie das „Niederfallen der Steine vom Himmel“ mußte schon in frühesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Beobachter erregen, und so besitzen wir in den Schriften der Chinesen und der antiken Kulturvölker eine Anzahl auf M. bezügliche Stellen. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß der in der Kaaba zu Mekka verehrte Stein ein Meteorstein ist. Der älteste urkundlich beglaubigte Fall, von dem der Stein noch vorhanden ist, ist der von Ensisheim im Elsaß 7. Nov. 1492; noch heute bewahrt die Gemeinde den Rest des durch öftere Lostrennungen verkleinerten Steines. War im Volke die Kunde von der Existenz und dem sich immer wiederholenden Niederfallen von Meteorsteinen wohl nie ganz erloschen, so hat sich merkwürdigerweise die gelehrte Welt gegen die Anerkennung des Faktums geradezu gestäubt, und besonders die französische Akademie kam im Ausgang des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts mehrfach in die Lage, gegenüber Berichten über Fälle und Einsendungen von Steinen ihre Zweifel an der meteorischen Herkunft des Steinmaterials mit einer gewissen Feierlichkeit zu formulieren, bis der Steinregen von Angles in der Normandie 26. April 1803, zu dessen näherer Untersuchung sie eine besondere Kommission (mit Biot an der Spitze) absandte, die Zweifel zerstörte, während in Deutschland der berühmte Naturforscher L. v. Buch durch eine epochemachende Publikation über das von Pallas 1772 in Sibirien entdeckte Eisen schon 1794 für die meteorische Natur der Stein- und Eisenmassen eingetreten war. Man hielt dann lange Zeit die M. für Auswürflinge von Mondvulkanen; doch werden sie jetzt allgemein in den engsten Bezug zu den Meteorenschwämmen und Kometen gebracht, nachdem Schiaparelli nachgewiesen hat, daß sich die Kometen unter dem Einfluß zu starker Annäherung an die Sonne zu Meteorenschwämmen auflösen, d. h. in eine große Anzahl kleiner, die Bahn des ehemaligen Kometen einhaltender, also unperiodisch

erscheinender Körper zerfallen. Der Umstand, daß gerade für die bedeutendsten Sternschnuppenschwärme sich keine gleichzeitige Steigerung der Anzahl von Meteoritenfällen nachweisen läßt, wird durch die verschiedene Richtung, in welcher die Schwärme die Erdbahn schneiden, erklärt; nur Schwärme, welche mit der Erde in annähernd gleicher Richtung sich bewegen, werden M. auf die Erde liefern. Ein Meteoritenschwarm, dessen Bewegungsrichtung der Richtung von Meteorsteinen günstig ist, ist der im November die Erdbahn schneidende. — Auch zur Begründung einer Hypothese über die Beschaffenheit des Erdinneren hat man die M. herangezogen. Aus der Ähnlichkeit gewisser M. mit Gesteinen unserer Erde schloß man auf eine Ähnlichkeit der übrigen, besonders der viel Eisen enthaltenden M. mit dem Material des unbekanntem Erdinneren und kam durch die Annahme der Existenz von schweren metallischen Massen in den Tiefen der Erde zu einer Erklärung des auffallend hohen spezifischen Gewichtes der Gesamterde. Daß diese Hypothese durch die Beobachtung gediegenen Eisens in offenbar aus großen Tiefen der Erde stammenden kasaktischen Gesteinen eine wesentliche Stütze gefunden hat, ist leicht erkennbar.

Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens.

Von Dr. Otto Gottlieb.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

VIII. Körperliche und geistige Arbeit.

Wir haben schon früher die Arbeit als eines der besten Mittel zur Herbeiführung eines ruhigen Schlafes kennen gelernt. Dies Lob der Arbeit gilt aber nicht nur in dieser Beziehung, sondern ganz allgemein für Lebensdauer und Lebenserhaltung. Regelmäßige Arbeit und Beschäftigung ist kaum weniger notwendig, als Essen und Trinken, es erhält Körper und Geist frisch und lebendig. Professor Preyer sagt: „Nur wer arbeitet, wird sehr alt. Eine erspriessliche Thätigkeit macht allein das Leben lebenswerth.“ Umgekehrt wirkt nichts so niederdrückend und nachtheilig auf Körper und Geist als Langeweile und Mangel an Beschäftigung. Wer dafür recht lebendige Beispiele vor Augen haben will, braucht seinen Blick nur auf die vielen Beamten-Pensionäre zu richten, welche, nachdem sie ihrer regelmäßigen Beschäftigung entzogen sind, in der Regel nur noch der Schatten ihrer selbst sind und an Langeweile oder Lebensüberdruß schneller oder langsamer zu Grunde gehen. Nur wenn sie sich der Landwirtschaft, der Jagd, dem Gartenbau oder einer andern gesunden Beschäftigung widmen, pflegen sie gesund zu bleiben und alt zu werden. Von pensionierten Offizieren giebt es, wie Professor Reclam mittheilt, unter dem Militär den Erfahrungssatz, daß sie nach der Pensionierung nicht länger als noch drei Jahre auf der Parade erscheinen, so-

halb sie sich ganz dem sogenannten „süßen Nichtsthun“ hingeben. Ebenso pflegen Aerzte, wenn sie ihre Praxis aufgeben, selten sich noch lange der Ruhe und Erholung zu erfreuen. Der gänzliche Wechsel in Lebensweise, gewohnter Beschäftigung und Interesse ist einem älteren Menschen ebenso lebensgefährlich, wie dem ausgewachsenen Baume das Verpflanzen in neue Erde und auf neuen Standort. Es möge sich daher Jeder, der alt werden will, zur Regel machen, seine gewohnte Beschäftigung nicht eher aufzugeben, als bis ihn die Umstände mit Gewalt dazu zwingen. Ganz besonders gilt dies für die Geistes- oder Gehirnarbeiter. Diese haben im allgemeinen, wenn sie daneben auch körperlich thätig sind, eine besonders große Anwartschaft auf langes Leben. Alibert sagt in seiner Physiologie der Leidenschaften: „Nach tausend Erfahrungen, welche man einzeln aufzählen könnte, steht es fest, daß die gewohnheitsmäßige Ausübung intellektueller Fähigkeiten für die physische Dauer unserer Organisation von Nutzen ist. So ist es eine konstante Beobachtung der Aerzte, daß man unter den Gelehrten und Schriftstellern unverhältnißmäßig viele Greise antrifft. Die Verzeichnisse unserer Akademiker dienen zum Beweis. In einer englischen Abhandlung über Langlebigkeit heißt es: „Wir glauben, daß ungenügende oder ganz fehlende Geistesarbeit zu einem vorzeitigen Tode führt, und daß Tausende von Menschen mit 60 Jahren sterben, welche 10 Jahre länger hätten leben können, wenn sie ihre Geistesgaben besser ausgebildet und besser angewendet hätten.“

Die Ursache für den merkwürdigen Einfluß geistiger Arbeit auf Langlebigkeit liegt wohl besonders in der Stärkung des Geistes-Organs, also des Gehirns, welches gewissermaßen als Vorstand des gesammten Nervensystems einen kräftigenden Einfluß auf dieses System und damit auf den ganzen Organismus auszuüben imstande ist. Ein weiterer Grund mag auch in der meist ruhigen, mäßigen und von verständigen Grundsätzen geleiteten Lebensweise liegen, welche Gelehrte und geistig hervorragende Menschen zu führen pflegen. Auch die Herrschaft, welche solche Menschen mit Hilfe ihres größeren Verstandes über so manche, dem Leben und der Gesundheit nachtheilige Leidenschaften auszuüben vermögen, oder die größere Vorsicht in Vermeidung gesundheitsschädlicher Einflüsse mag dabei eine Rolle spielen. —

Die Beispiele hochbetagter Gelehrten, Philosophen, Dichter und Staatsmänner, welche zum Beweise obiger Behauptung angeführt werden können, sind zahllos. Wir wollen nur nennen: Franklin, Linns, Kaumur, Kant, Hufeland, A. von Humboldt, Ranke, Chevreul, Voltaire, Wieland, Goethe, B. Hugo, Metternich, Thiers, Wellington, Radeky, Bismarck, Wolke u. s. w. Alle diese Männer und noch viele andere, deren Namen hier übergangen sind, erreichten ein Alter von 80 bis 100 Jahren, ja sogar darüber, und viele von ihnen lieferten noch in hohem Alter Beweise

eines fortgesetzten geistigen Schaffens oder erhalten gebliebener geistiger Kraft, was alles auf die langjährige Übung und dadurch bewirkte Kräftigung des Gehirns bezogen werden muß. Denn das Gehirn wächst, erstarkt und bildet sich durch Gebrauch und Übung zu höheren Leistungen gerade ebenso aus, wie die Muskeln des Turners oder Athleten. Wenn so viele alte Leute „kindisch“ werden, so geschieht dies in der Regel nur bei solchen, welche auch schon während ihres Lebens in geistiger Beziehung auf einem mehr oder weniger kindlichen Standpunkte stehen geblieben sind, während man bei wirklich geistesstarken Menschen sehr häufig die Erfahrung des Gegentheils machen wird.

Daher ist es für das geistige Wohlbefinden und für die Langlebigkeit eines Leben, auch Desjenigen, welcher sich durch seiner Hände Arbeit das tägliche Brot verdient, von großem Vortheil, seine geistigen Kräfte nicht brach liegen zu lassen und zu vernachlässigen, sondern sie auszubilden, seine Ruhestunden zur Aufnahme von „geistiger Nahrung“, wie man sehr treffend sagt, anzuwenden. Mögen alle hierzu beitragenden Wohlfahrtsanstaltungen, wie namentlich die Volksbibliotheken, recht fleißig benutzt werden. Es wird dies entschieden beitragen zur körperlichen und geistigen Gesundung jedes Einzelnen und unseres ganzen Volkes!

IX.

Gemüthsruhe und Todesfurcht.

Eine sehr wichtige Lebensregel für Solche, welche alt werden wollen, ist die Aneignung einer gewissen Gemüthsruhe und die Bekämpfung oder vielmehr Verbannung der leider so viel verbreiteten Furcht vor dem Tode. Es ist sehr leicht zu zeigen, daß die entsehlliche geistige Pein, durch welche diese Furcht so vielen Menschen ihre letzten Lebensstage erschwert und verbittert, eine ebenso thörichte wie unnöthige ist. Thöricht ist die Furcht, weil sie keinen Sinn hat gegenüber einem unabwehrbaren Schicksal, welches allen Menschen in gleicher Weise beschieden ist und welches ein Ende aller irdischen Schmerzen und Plagen bedeutet. Niemand hat diese Forderung besser ausgedrückt, als der große Schackspicere, wenn er seinen Julius Cäsar sagen läßt:

„Von allen Wundern, die ich je gehört, scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten, Da sie doch sehen, der Tod, das Schicksal aller, Kommt, wenn er kommen soll.“

Aber die Furcht vor dem Sterben ist auch gänzlich unnöthig, da es die Natur so eingerichtet hat, daß die große Mehrzahl der Menschen von dem wirklichen Eintritt des Todes nichts empfindet, ja nicht einmal eine Ahnung davon hat. Nur in Ausnahmefällen bleiben Kranke oder Sterbende bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein. Gewöhnlich geht längere oder kürzere Zeit Bewußtlosigkeit voraus, indem sich in demselben Maße, in welchem Athmung und Kreislauf unregelmäßiger und schwächer werden, die nicht ausgeschiedene Kohlen-säure im Blut anhäuft und als betäubendes Gift auf die Centraltheile des Nervensystems einwirkt. Der Ausgang aus dem Leben

ist somit dem Menschen in der Regel ebenso wenig peinlich, wie der Eingang in dasselbe, und nur die unbegründete Furcht vor demselben ist es, welche den Gedanken daran so schrecklich erscheinen läßt. „Ebenso bewußtlos“, sagt sehr treffend Hufeland, „wie wir in das Leben treten, treten wir wieder hinaus. Anfang und Ende fließen hier wieder zusammen.“

Professor L. Büchner erzählt von einer älteren Dame, daß sie sich die letzten Jahre ihres Lebens durch eine entsehlliche Angst vor dem Sterben zu einer fürchterlichen Qual machte. Sie gerieth bei jedem Unwohlsein in die peinlichste Aufregung und marterte den Arzt mit ihren ewigen Befürchtungen. Endlich erkrankte sie an einem leichten Anfall von Grippe, dem sie selbst ausnahmsweise keinen besonderen Werth beilegte und der sie dennoch ohne Schmerz oder Aufregung bei getrütem Bewußtsein ganz sanft in den Tod hinüberleitete. Alle ihre während des Lebens ausgestandene Seelenqual war also eine ganz vergebliche und thörichte gewesen.

Aber selbst da, wo diese Bewußtlosigkeit vor dem Sterben nicht oder nicht frühe genug eintritt, macht sich wenigstens bei älteren oder kranken Leuten mit der Zeit ein Zustand von Lebensmüdigkeit geltend, welcher den Tod nicht als Feind, sondern als Freund und Erlöser erscheinen läßt. Dr. Sonderegger sagt: „Der Tod ist ein freundlicher Genius; er nimmt uns zunächst die Liebe zum Leben und dann erst das Leben selber.“ Somit muß es als das Beste erscheinen, der Regel Hufelands zu folgen, welcher sagt: „Liebe das Leben und fürchte nicht den Tod.“

Wer nun diese Lebensphilosophie sich zu eigen gemacht hat, der wird auch leicht imstande sein, sich jene Gemüthsruhe anzueignen, welche eins der vornehmsten Mittel zur Lebenserhaltung bildet. Ein altes Sprichwort sagt: „Fröhlich Gemüth giebt gesundes Geklüth.“ Heitere Gemüthsstimmung kann eben nicht verfehlen, einen günstigen Einfluß auf die körperliche Gesundheit und dadurch auf die Erhaltung des Lebens auszuüben. Andererseits ist es eine bekannte Erfahrung, daß Ärger, Zorn, Sorge u. s. w. an unserm geistigen und körperlichen Wohlbefinden gewissermaßen nagen und durch Verstimmung oder Entkräftung des Nervensystems nicht selten ein vorzeitiges Ende herbeiführen. Jesus Christus sagt: „Traurigkeit tötet viele Leute und dient zu nichts. Eifer und Zorn verkürzen das Leben, und Sorge macht alt vor der Zeit.“ Den gleichen Gedanken vertritt Hufeland mit den Worten: „Seelenruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit sind Grundlagen, wie alles Glück, so auch der Gesundheit und langen Lebens.“ Freilich ist es nicht Jedem gegeben, sich ohne weiteres diese höchst wichtigen Lebensgüter anzueignen. Aber ernstes Wollen, redliches Streben, Wohlwollen und Freundlichkeit gegen Gleichgestellte und Untergebene, persönliches Wohlthun an den Bedürftigen, das sind die Hauptmittel zu ihrer Er-langung. Bekämpfen und niederdrücken dagegen muß man durch die Macht des

Gemüthes, durch die Kraft des Charakters alle niedrigen Gefühlsausbrüche und Leidenschaften, wie Schelten und Schimpfen, Laune und Ärger, Haß und Neid. Und wenn der Sorge Last und des Kammers Bürde sich mal allzuschwer auf einen wälzt, so daß das Herz schier brechen möchte, dann gehe man hinaus in Gottes freie Natur, athme mit frischer Luft auch frische Lust ein und lerne an den Thieren draußen, daß überall hienieden ein steter Kampf um's Dasein herrscht, der besonders im Winter klar zu Tage tritt. Oder wenn bei alten Leuten die mit hohem Lebensalter in der Regel verbundenen körperlichen und geistigen Schwächen beunruhigend auf das Gemüth oder die Stimmung wirken, so möchten sie sich mit der Philosophie des großen Musikers Auber trösten, welcher sagte: „Man beklagt sich über das Altwerden; und doch ist dasselbe das einzige Mittel, um ein langes Leben zu erreichen.“

Die Milch im Volks- und Aberglauben.

Von Schiller-Gies.

Im oberdeutschen Volksglauben darf man kein Brod mit einem Messer in die Milch oder Milchsuppe schneiden, sondern muß es einbrocken, man nimmt sonst der Kuh die Milch; berührt man gar die Milch mit einem Messer, so entstehen der Kuh Schmerzen am Euter und sie giebt dann nach dem Volksaberglauben rothe Milch. Weit verbreitet ist dieser Aberglaube auch in den Rheinlanden.

Schwer entschließt sich der Damara in Deutsch-Südwest-Afrika dazu, Milch zu verkaufen, das Religionsgesetz verbietet es auch dem indischen Brahminen, als Verbrechen betrachten es die Beduinen, und der Ausdruck „Milchverkäufer“ ist ihnen die ärgste Beschimpfung und Beleidigung, gegen welcher unser „Milchpantser“ noch ein großer Ehrenmann ist. Auch der Deutsche giebt in manchen Gegenden nicht gerne Milch aus dem Hause, ohne einen Tropfen Wasser dazuzumischen, auch nicht in einem unbedeckten Topfe, da dies das Buttern im Hause verhindert. Bei einem Kuhkauf in einem fremden Dorfe bezahlt man noch extra einen „Milchpfennig“, damit die Milch nicht zurückgehalten wird; man nimmt auch für verschenkte Milch keinen Dank entgegen, da derselbe der Kuh die Milch verstopfen macht.

Merkwürdigerweise findet sich das Verbot des deutschen Aberglaubens, Milch nach Sonnenuntergang zu verkaufen, auch bei den Mongolen Asiens wieder, wo sogar ein bewölkter Himmel den Verkauf verhindert. Das durch Blitzschlag entstandene Feuer darf nicht durch Wasser, sondern nur mit Milch, namentlich frischgemolkener, gelöscht werden. Das Ausnehmen des Nestes eines Rothkehlchens ist mit Nothwerden der Milch bedroht. Auch das vor-sätzliche Töden des Marienkäfers, welches als ein verzaubertes Kind angesehen wird und vielfach Anken- (d. i. Milch-) oder Marienkäbchen genannt wird, giebt

In einigen Gegenden den Verlust der Milch in der Kuh nach sich.

Schon der böse Blick der Heze vermag das Verfliegen der Milch zu bewirken. Ohne die Kuh selbst zu melken oder zu berühren, vermag die Heze derselben die Milch zu entziehen; aus einem Bohrer oder einem Messer oder einer Nylt, in einen Baum oder Thülpfosten geschlagen, kann die Heze melken, in Schwaben sogar aus einer Mistgabel. Des Nachbarns Milch kann man folgendermaßen erlangen: Sonntags Nachts muß die Heze nackt auf allen Vieren rückwärts zum Nachbarthor kriechen, dasselbe rücklings ersteigen (die Aermste) und mit einer Hand sich festhaltend, unter ihrem Hauberspruch drei Spähne abschneiden. Wenn das Kunststück auch nicht wirken sollte!

Hezegenwart läßt die Milch blutig oder blau werden und verhindert das Buttern. Wenn man mit einem Milch-eimer über eine Wagenbeichsel tritt, so gerinnt die Milch. Die Hauschlange (jedemfalls ist die ganz ungefährliche und unschuldige Ringelnatter damit gemeint) faugt in einigen Gegenden dem Vieh die Milch aus, in anderen bringt sie ihm Glück; vertreibt man sie, so erschlägt man seine eigene Kuh.

Uebrigens giebt es auch Mittel, die Sündenrinnen zu strafen und ihre fernere Heze zu verhindern. Man schüttet siedende Milch auf den Hez und peiticht sie mit einer Ruthe, dann fühlst die Heze die Prügel auf dem Rücken; oder man verschüttet die verhezte Milch auf glühende Kohlen, was die Heze gleichfalls plagt und peiticht und ihr die Ruhe nimmt. (So hat sie ihren Lohn dahin!)

Gemeinnütziges.

Winke für die Hausfrau. Gestrichene Stuben stets blank und dabei doch nicht glatt

zu erhalten. Der Fußboden wird mit heißem, am besten weichem Wasser, so heiß als es die Hände vertragen können, und mit dem gewöhnlichen baumwollenen Scheuertuch Strich für Strich aufgewaschen. Zunächst drückt man den Scheuerlappen nur wenig aus, wäscht den bestimmten Fleck tüchtig auf, daß alles Festgetretene und besonders das Schmutzige abgeht, dann schäle man den Lappen, ringe ihn so trocken als möglich und reibe den nassen Fleck tüchtig nach. Man achte genau darauf, daß immer in der Richtung der Dielen gewischt wird. Nun nehme man etwas erwärmten Firniß, gieße davon auf einen kleinen, leinenen Lappen und reibe knieend die jetzt trockenen Dielen hiermit nach. Man darf immer nur sehr wenig Del auf den Lappen gießen und muß dasselbe fest auseinander reiben, denn sonst schmiert und klebt es. Alle folgenden Tage genügt ein Aufwischen mit Wasser in oben angegebener Weise, bis nach 8—14 Tagen das Zimmer wieder stumpf aussieht, dann reibe man es mit Firniß wieder über. So behandelte Dielen stehen den gebotenen im Aussehen nicht nach, sind aber bedeutend billiger und schneller zu reinigen.

Citronen aufzubewahren. In Italien legt man sie in ein irdenes Gefäß und übergießt sie mit frischem Brunnenwasser, das man alle zwei Tage erneuert. Das Gefäß wird an einen kühlen Ort gestellt.

Tägliche Bewegung des Kindes in freier Luft (Spiele, Freibungen u. s. w.) muß ebenso feststehend in der Tagesordnung sein wie die tägliche Aufertigung der Schulaufgaben, und zwar in gleichem Maßstabe für Knaben und Mädchen.

Käse vor Maden zu schützen. Ein einfaches Mittel, Käse vor Maden zu schützen, soll darin bestehen, daß man zwischen die Käse, nachdem sie abgeputzt sind, Johanniskraut legt, so daß zwischen jede Käseschicht eine Schicht Johanniskraut zu liegen kommt. Das Johanniskraut soll mit demselben Erfolge durch Erlaubnis ersetzt werden können; angenehmer ist jedenfalls Hopfen, der für diesen Zweck ebenfalls empfohlen wird. Die Käse erhalten durch den letzteren gleichzeitig ein angenehmes Aroma.

Humoristisches.

Entzückliche Perspektive. Uhrmacher: „Ich würde Ihnen zu einer von den Stuhuhren rathen, die braucht erst alle sechs Wochen aufgezogen werden!“ — Rentiersfrau: „Um des

Himmelswillen, dann hätte mein Mann ja gar nichts zu thun.

Zeitgemäße Portionen. Herr (der in einem Restaurant Gänsebraten bestellt hat): „Sagen Sie mal, Kellner, das ist wohl eine Roentgen-Portion?“ — Kellner: „Wiejo?“ — Herr: „Da sieht man ja bloß Knochen, aber kein Fleisch!“

Aus der Schule. Lehrer: Was ist Ei für ein Wort? — Schüler: Ein Hauptwort! — Welches Geschlecht? — Schüler: Das sieht man erst, wenn das Junge herausgefrohen!

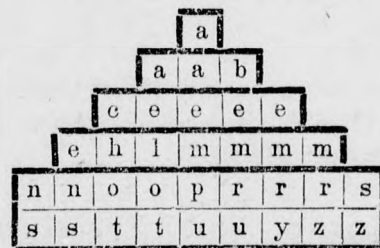
Indischer Spruch.

Nicht Theile hat der hehre Pfad,
Der dich zum höchsten Ziele führt:
Das recht Erkennen, rechte Wollen,
Das rechte Wort, die rechte That,
Das rechte Leben, rechte Streben,
Das rechte Gedenken,
Das rechte Sichversetzen.

Komplimente.

Die Wahrheit sagt man, wenn man sie kennt,
Dagegen macht man ein Kompliment.
Daraus sieht sonnenklar ein jedes Kind,
Daß Komplimente was Gemächtes sind.

Buchstaben-Räthsel.



Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

- 1. Buchstabe; 2. u. 3. Musikbezeichnung; 4, 5. u. 6. Komponisten.
- Die senkrechte Mittelreihe nennt ebenfalls den Namen eines Komponisten.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Goldregen.

Wanderung kleiner Leute.

10 Klavierstücke in allerleichtestem Stile mit Fingersatz

von Franz Behr, op. 665.

(Eine Folge zu dessen „Sommerfest kleiner Leute“ op. 664.)

- No. 1. Zum Thore hinaus
- No. 2. Auf der Landstrasse
- No. 3. Auf der grünen Wiese
- No. 4. Im Waldesdunkel
- No. 5. Das Vogelnest
- No. 6. Maiglöckchen
- No. 7. Concert der Vögel
- No. 8. Rast
- No. 9. Aufbruch
- No. 10. Auf dem Heimwege.

No. 1—10 in 1 Bande, prachtvoll ausgestattet Mk. 1.—.

Vorstehende Stückchen entsprechen in ungemeinem Masse den kindlichen Anschauungen und verstehen es, das Interesse der kleinen Welt völlig für sich in Anspruch zu nehmen, so dass Eltern und Lehrer das Erscheinen der obigen Sammlung mit Freuden begrüßen dürften. —

Gegen Einsendung des Betrages erfolgt Frankozusendung. Nachnahme verteuert um — 60 Pfg.

Ausführl. Musik-kataloge und illustr. Instrum. Verz kostenfrei.

Verlag von P. J. Tonger, Köln a. Rh.

Maison diplomée
Oettinger & Co., Zürich
liefern dir. u. spesenf. ins Haus.

Exquisite Sortimente.
Smodernste Seidenstoffe.
Billigste Fabrikpreise.
Elegante grosse Auswahlen.
Muster franco.
Modebilder gratis.

Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar

Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht.
Centr. Anstalt v. 70 Vereinen. Unentgeltlich f. jed. Thierfreund, Liebhaber u. Züchter.
Jahrg. 1900 durch die große Veroreitung des Blattes (Ausf. 9000 Ex.) Erfolg sicher.
Annoncements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

Empfehle frko. u. Nachnahme delikt.
Käse Limburger 9 Pfd. 3 Mk.
Gauds, Postkoll 3 Mk.,
100 St. Mk. 3,25.

E. Sandorff, Käseerei, Marburg (Hessen.) 27501

Albrecht's Medicinal-Pfeife

D. R. P. 46092,
E. K. ostr. P. 9589, E. ang. 29300
s. hab. in jed. bess. Pfeifenhdlg.
od. dir. z. bez. d. disPfeifenfabr.
von C. Albrecht, Ruhla Th.
Kurz 2, 2 1/2, 3, 3 1/2, 4 1/2, 4 d. Stok.
1/2 lg. Ahorn 2 1/2, 1/2 lg. Weichh. 4, 4
1/2 " 2 1/2 " 1/2 " " 4 1/2 "
Vers. g. Nachn. od. vorb. Eins. d. Botr.
Ausf. Preisl. ums. Wiederverk. geg.



Was ist Teraxolin?

Teraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel, wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Weins-, Kaffee-, Parz., u. Dessarbens-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagensett verschwinden mit verbälffender Schnelligkeit, auch aus den heftelsten Stoffen.
Preis 35 und 60 Pfg.
In allen Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen und Apotheken käuflich.